

september 2013

ecke köpenicker

Sonderpublikation des Bezirksamts Mitte für die Nördliche Luisenstadt zum Tag des Offenen Denkmals am 7./8. September *Motto: »Jenseits des Guten und Schönen: Unbequeme Denkmale?«*



Ch. Eckelt

Herausgeber: Bezirksamts Mitte von Berlin, Stadtentwicklungsamt, Fachbereich Stadtplanung.
Sonderausgabe für das Städtebauförderungsgebiet Luisenstadt (Mitte)

Grußwort

Liebe Anwohnerinnen und Anwohner,

Seit 2011 sind Teile der Nördlichen Luisenstadt zwischen Jannowitzbrücke und Engelbecken ein Sanierungsgebiet bzw. städtebauliches Erhaltungsgebiet. In dieses Quartier werden in den nächsten Jahren umfangreiche Fördermittel aus dem Programm »Städtebaulicher Denkmalschutz« investiert. Der Denkmalschutz spielt damit eine bedeutende Rolle bei der künftigen Entwicklung dieses historischen Stadtraums. Der Bezirk Mitte nimmt deshalb die »Tage des Offenen Denkmals« am 7. und 8. September zum Anlass, Sie in dieser Sonderpublikation über wichtige Vorhaben und interessante Orte in der Nördlichen Luisenstadt zu informieren. Der »Tag des Offenen Denkmals« wurde erstmals 1984 in Frankreich durchgeführt und hatte damals sofort landesweit große Resonanz. Inzwischen beteiligen sich alle europäischen Länder an diesem Projekt. Auch in Deutschland lockt seit 1993 der »Tag des Offenen Denkmals« jedes Jahr viele Millionen Besucher zu Baudenkmalen – auch

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

Sie halten mit dieser Sonderausgabe eine Publikation zum »Tag des Offenen Denkmals« in der Hand, die vom Bezirksamt Mitte beauftragt wurde und herausgegeben wird. Wir möchten Sie damit über die Veranstaltungen zum »Tag des Offenen Denkmals« informieren und denkmalwerte Gebäude und ihre Geschichte vorstellen. Besonders interessant ist das diesjährige Motto: »Jenseits des Guten und Schönen: Unbequeme Denkmale?« Was als gut, schön oder ästhetisch gilt, ist ja oft Ansichtssache, die sich dazu noch von Generation zu Generation ändert. Es geht in diesem Jahr um Bauten, die auf den ersten Blick nicht unbedingt »schön« sind, vielleicht auch in desolatem Zustand, die aber viel über Geschichte erzählen. Es geht um die Frage, was erhaltenswert ist. Was macht Denkmale unbequem und warum? Gibt es überhaupt »bequeme« Denkmale? Für jede Gesellschaft ist die Auseinandersetzung darüber, welche Denkmale erhalten werden müssen, notwendig, um die Vergan-

und gerade zu solchen, die sonst für die Öffentlichkeit nicht zugänglich sind. In Berlin sind auch in diesem Jahr wieder mehr als 300 Denkmale zu besichtigen – davon über 60 allein im Bezirk Mitte. Die große Resonanz und die vielen Besucher zeigen, wie stark das Interesse der Berlinerinnen und Berliner an der Stadtgeschichte ist, die auch städtebaulich und architektonisch lesbar ist. Getragen wird der »Tag des Offenen Denkmals« vor allem durch das großartige ehrenamtliche Engagement vieler Bürger. Ich möchte an dieser Stelle auch den Bewohnerinnen und Bewohnern der Nördlichen Luisenstadt für ihr Engagement in der Stadtentwicklung danken! So leistet der Bürgerverein Luisenstadt bereits seit über 20 Jahren eine hervorragende Arbeit für das Gebiet. Auch in der Betroffenenvertretung des Sanierungsgebietes engagieren sich Anwohnerinnen und Anwohner regelmäßig ehrenamtlich. Zu den öffentlichen Veranstaltungen im Rahmen der Bürgerbeteiligung kommen viele Interessierte aus dem Quartier und beteiligen sich mit ihren Ideen und Anregungen an den öffentlichen Planungsdiskussionen, wie beispielsweise zur Neugestaltung des Köllnischen Parks.

genheit als unser Erbe sichtbar zu bewahren. Gerade in Berlin gab und gibt es dazu intensive Debatten. Viele Bauten erzählen hier von der Stadtgeschichte und unterschiedlichen historischen Schichten: von vorgründerzeitlichen und gründerzeitlichen Bauten über solche der klassischen Moderne, der Nazi-Zeit bis hin zur Nachkriegsmoderne in Ost und West. Und leider fielen schon zu viele Gebäude der Abrisswut zum Opfer. Anderes wiederum droht zu verfallen – aber es gibt auch viele Bürger, die sich für den Erhalt dieser historischen Substanz als Geschichtszeugnisse interessieren und einsetzen. In dieser Publikation geht es vor allem um den historischen Hintergrund der Luisenstadt als auch um die spannende Geschichte interessanter Bauten. Schließlich erzählt gerade dieses historische Quartier viel über Berliner Geschichte. Es geht aber auch um viele Akteure, um Menschen, die in der Vergangenheit, der Gegenwart und auch der Zukunft dieses Viertel prägten – und prägen werden. Wir hoffen, dass diese Sonderausgabe Ihr Interesse weckt!

Die Redaktion



Ihre Meinung ist uns wichtig, und Ihr Wissen um die konkreten Verhältnisse vor Ort wird benötigt, um solche und ähnliche Vorhaben im allgemeinen Interesse zu planen und umsetzen zu können!

Carsten Spallek (CDU)

Bezirksstadtrat für Stadtentwicklung, Bauen, Wirtschaft und Ordnung

Sommerfest am Engelbecken

Am Freitag, dem 13. September, findet wieder das traditionelle Bürgerfest des Bürgervereins Luisenstadt statt. Zwischen 15 und 20 Uhr treffen sich Anwohner und Freunde der Luisenstadt bei Kaffee und Kuchen, Bratwürsten und Kaltgetränken (einschließlich Bier) auf dem Michaelkirchplatz zwischen Kirche und Engelbecken. Es gibt ein Bühnenprogramm, ein Luisenstadt-Bilderrätsel und ein Riesenpuzzle. An Informationsständen und Stelltafeln kann man sich über das Sanierungsgebiet Nördliche Luisenstadt informieren, außerdem über den Straßenumbau am Michaelkirchplatz und andere Projekte. Für Kinder steht unter anderem eine Hüpfburg bereit.

»Saubere Sache« am 14. September

Am Wochenende des 13. und 14. September findet in ganz Berlin die Aktion »Saubere Sache« des Tagesspiegel und der BSR statt. Auch in der Luisenstadt wird sauber gemacht: Am Sonnabend um 10 Uhr trifft sich der Bürgerverein Luisenstadt zur Reinigungsaktion an der Michaelkirche und rund ums Engelbecken. Mitmachen ist ausdrücklich erwünscht!

Berliner Geschichte lesen

Unterwegs in der Nördlichen Luisenstadt

Vom Alex aus wälzt sich der Autoström über die Jannowitzbrücke, die Brückenstraße, Richtung Heinrich-Heine-Straße und Kreuzberg – er scheint nie abzubrechen. An der Jannowitzbrücke spucken U- und S-Bahn im Minutentakt Passanten aus. Vor dem kleinen italienischen Bistro an der Ecke Runge-/Brückenstraße sitzen Italiener neben Bauarbeitern und halten ihr Gesicht in die Sonne. Auf der anderen Straßenseite reißt sich ein Spätverkauf an den anderen, man fragt sich, wovon die alle leben. Vermutlich vor allem von Hostel-Touristen und den Partygängern, die die neuen »Locations« am Spreeufer besuchen.

Die Jannowitzbrücke ist das Einfallstor in die Luisenstadt, die Brückenstraße und die Heinrich-Heine-Straße sind deren Hauptadern. Sie führen in ein Gebiet, das viel über Berliner Vergangenheit und Gegenwart erzählen kann. Man muss sich nur Zeit nehmen, die Geschichte zu lesen – in diesem Viertel, das so eigenartig zerrissen wirkt. Alte Bürgerhäuser in der Inselstraße. Gleich um die Ecke ein Bau aus DDR-Zeiten, in dem das Finanzamt residiert. Saniertere Plattenbauten im Heine-Viertel. Ruhige Wohnstraßen mit liebevoll gepflegten Häusern der Wohnungsbaugenossenschaft Berolina. In einem der grünen Höfe hat sogar jemand Wäsche aufgehängt – ein Bild, das man in Berlin nur noch selten sieht. Um die Ecke das Märkische Museum mit seinem markanten Backsteinturm, das von der Geschichte der Mark Brandenburg und Berlins erzählt. Davor der Eiserne Roland und der Park mit Skulpturen. Links der Brückenstraße wiederum zerklüftetes Industrieareal rund um die Köpenicker. Leerstand und Brachen, dazwischen das Deutsche Architekturzentrum – auch ein ehemaliges Fabrikgebäude. Die allmählich verfallende ehemalige Eisfabrik, ein Tipi-Dorf, die Wagenburg. Im früheren Postfuhramt in der Melchiorstraße ist inzwischen eine Künstlergruppe am Werk.

Die alten Industrieareale sind Zeugnisse der Berliner Gründerzeit ab 1850, als Berlin enorm wuchs – auch die Luisenstadt. In kurzer Zeit entstanden damals hier etliche Fabriken und Mietskasernen, in denen vor allem Arbeiter lebten. Im Engelbecken zwischen Kreuzberg und Mitte, rekonstruiert in den 1990er Jahren, sprudeln wieder Fontänen – eine Erinnerung an den Luisenstädtischen Kanal. Links Kreuzberger Mietshäuser, rechts Neubauten mit teuren Eigentumswohnungen. Hinter dem Engelbecken die alte Michaelkirche am Michaelkirchplatz. Daneben ein Bau im Stil der Klassischen Moderne, 1927 von Max Taut als Gewerkschaftshaus errichtet. Bis vor einigen Jahren residierte hier sogar noch Verdi. Dann zog die Dienstleistungsgewerkschaft aus und leistete sich ein paar Straßen weiter einen Neubau, mit exklusivem Blick der Chef-Etage auf die Spree. Der Taut-Bau wurde zu luxuriösen Eigentumswohnungen umgebaut. Beides erzählt einiges über Vergangenheit und Gegenwart. Die Luisenstadt, einst ein Arbeiter- und Industriequartier, kurz vor Kriegsende durch Bomben stark zerstört, 1961 durch den Mauerbau von der Kreuzberger Seite abgeschnitten, birgt viele Geschichten, Entdeckungen, Denkmäler. Die Industrie verschwand nach der Wende aus dem Gebiet, zurück blieben aufgelassene Brachen. Gleichzeitig lastet auf der Luisenstadt ein riesiger Entwicklungsdruck: Die zentrumsnahe Lage an der Spree und die brachliegenden Grundstücke locken gerade jetzt viele Investoren und Bauherren. Um die Entwicklung besser steuern zu können, hat das Land Berlin im Jahr 2006 in der Nördlichen Luisenstadt deshalb zwei Quar-

tiere zu Erhaltungsgebieten erklärt – eines rund um den Köllnischen Park, ein zweites rund um den Michaelkirchplatz, das Engelbecken und den ehemaligen Luisenstädtischen Kanal. Das Areal zwischen Spreeufer, Michaelkirchstraße, Melchiorstraße und Engeldamm wurde 2011 zum Sanierungsgebiet erklärt (siehe auch Karte auf S. 6/7). Das bedeutet vor allem, dass Investitions- und Bauvorhaben durch den Bezirk geprüft und genehmigt werden müssen. Alle drei Gebiete zusammen bilden das sogenannte Städtebaufördergebiet Luisenstadt (Mitte). In den nächsten Jahren sollen hier im Rahmen des Leitprogramms »Städtebaulicher Denkmalschutz« mehrere Millionen öffentlicher Fördermittel in die Stadterneuerung investiert werden. Es geht um die Reparatur dieses zerrissenen, fragmentierten Stadtraums, auch um die Erschließung und Gestaltung des bisher unzugänglichen Spreeufers. Kultur- und bauhistorisch wertvolle Zeugnisse der Industriegeschichte wie die alte Eisfabrik und das Postfuhramt sollen mit neuen Nutzungen wiederbelebt werden. Investitionen sollen auch in die Verbesserung des öffentlichen Raumes – in Straßen, Plätze, Grünflächen – und in die Anpassung der sozialen Infrastruktur wie Kitas oder Schulen an heutige Bedarfe fließen. Der Bezirk, das Koordinationsbüro als Gebietsbeauftragte, die Senatsverwaltung, aber auch viele ehrenamtliche Akteure in der Betroffenenvertretung und dem Bürgerverein Luisenstadt arbeiten an dieser Entwicklung. Die Vergangenheit des Gebiets ist inzwischen gut erforscht. Die Zukunft ist offen.

Ulrike Steglich



Ch. Eckelt

Mehr Schutz für die Skulpturen

Bürger debattierten über die geplante Instandsetzung des Köllnischen Parks



Der Köllnische Park soll instand gesetzt werden, die Skulpturen und Monumente auf dem Gelände werden restauriert. Dafür stehen aus dem Programm »Städtebaulicher Denkmalschutz« in den nächsten Jahren insgesamt rund 1,2 Millionen Euro zur Verfügung. Nach einem Wettbewerbsverfahren beauftragte der Bezirk das Planungsbüro TOPOS und die Landschaftsarchitekten des Büros Hortec mit der Neugestaltung des Parks und der Restaurierung der Kunstwerke. Auf einer Informationsveranstaltung in der benachbarten Evangelischen Schule wurde im Juni das Vorhaben vorgestellt und öffentlich diskutiert. Viele Bürger brachten dabei Einwände, Ideen und Anregungen ein. Der Planungsentwurf wurde anschließend noch einmal überarbeitet und in einigen wichtigen Punkten geändert.

Der Köllnische Park entstand im 18. und 19. Jahrhundert zunächst als Gartenanlage auf der Fläche der ehemaligen »Bastion VII« – einem Teil der Festungsanlage, die unter dem Großen Kurfürsten im 17. Jahrhundert rund um das damalige Berlin errichtet worden war. Im Jahr 1873 wurde hier nach den Plänen des Berliner Gartenbau-meisters Gustav Meyer ein »Kinderspiel- und Promenadenplatz« angelegt. 1938 entstand der Bärenzwinger. Seine gegenwärtige Gestalt erhielt der Köllnische Park im Jahr 1971, nachdem der Hügel der ehemaligen Bastion eingeebnet wurde. Derzeit befinden sich hier 15 Skulpturen und Kunstgegenstände sowie drei Monumente: der runde Stumpf einer Windmühle, der beim Abtragen des Hügels aufgetaucht war, der »Wusterhausener Bär«, der früher einmal ein Teil eines Stauwehres des Festungsgrabens war und 1893 in den Park versetzt wurde, und der Neorenaissance-Brunnen auf der Skulpturenterrasse. An vielen der Skulpturen nagt sichtbar der Zahn der Zeit und der Luftverschmutzung. Einige wurden allerdings auch durch Vandalismus zerstört: zum Beispiel im Jahr 2009 eine Puttengruppe auf der Terrasse, die deshalb entfernt werden musste. Auch die Spolien – in die Mauer eingefügte historische Skulpturen – sind teilweise schwer gezeichnet. Anders als noch in den 70er Jahren benötigen die jederzeit öffentlich zugänglichen Kunstwerke und Monumente im Köllnischen Park inzwischen besonderen Schutz. Darum kreisten auch die meisten Diskussionsbeiträge der Anwohner, die zur Informationsveranstaltung gekommen waren.

Das Planungsbüro TOPOS hatte eine teilweise Umzäunung innerhalb des Parks favorisiert, die jedoch Bärenzwinger und Staudengarten frei ließe, so dass das Gelände dennoch nachts durchquert werden könnte. Alternativ wurden ein Zaun um den gesamten Park oder eine Minimal-Variante (die Umzäunung lediglich der Terrasse) erörtert. Das sorgte für Debatten. Einige lehnten den Zaun generell ab, viele störten sich jedoch vor allem an einer Teilung in einen »inneren und äußeren« Park, die die Vorzugsvariante der Planer zur Folge hätte. In der Auswertung der Veranstaltung einigte man sich schließlich darauf, den Park in Gänge zu umzäunen. Der Zaun aus lichtgrauem Stahl soll eine Höhe von 1,40 Meter haben, insgesamt acht Tore sollen an den bereits jetzt existierenden Wegen den Zugang zum Park ermöglichen.

Dann ist auch eine gesonderte Einzäunung des Spielplatzes nicht mehr notwendig, die auch in der Kritik einiger Anwohner stand. Die gesetzlichen Vorgaben erfüllt auch der Zaun um den gesamten Park. Keine Kontroversen gab es dagegen zur vorgeschlagenen Fällung einiger Bäume im Park: Insgesamt sechs jüngere Bäume verschatten die Rasenflächen zu sehr oder stören die Sichtachse zum Märkischen Museum. Stattdessen sollen jetzt sieben Linden im Eingangsbereich des Parks am Bärenzwinger gepflanzt werden. Die Wegeführung im Park wird nur leicht verändert und an das tatsächliche Wegenetz der Parkbesucher angepasst, das gut an den ausgetretenen Rasenstellen erkennbar ist. Eine zusätzliche nächtliche Beleuchtung, die viele Anwohner forderten, einige aber auch vehement ablehnten, kommt derzeit aus Kostengründen nicht in Betracht: Beleuchtungsanlagen in Grünflächen werden in Berlin nur zur Schulwegsicherung oder in besonderen sozialen Brennpunkten errichtet.

Ausdrücklich ausgeklammert wurde in der Planung jedoch der Bärenzwinger im Köllnischen Park. Der wurde zuletzt von Tierschützern heftig kritisiert und entspricht auch tatsächlich nicht den zeitgemäßen Anforderungen an eine artgerechte Tierhaltung. Nach dem jüngst erfolgten Ableben von Maxi, der jüngeren der beiden Bärinnen, stellt sich jedoch die Frage, was mit dem Zwinger passieren soll, wenn auch die für Bärenverhältnisse mit 32 Jahren hochbetagte amtierende Stadtbärin Schnute das Zeitliche segnet. Konsens ist, dass dann keine weiteren Bären in das Gehege einziehen werden. Die aktuelle Planung zur Instandsetzung des Köllnischen Parkes macht keine Aussage über die Zukunft des Bauwerks, es lag auch nicht in ihrer Aufgabenstellung.

Christof Schaffelder

»Das historische Gesamtkunstwerk wieder erfahrbar machen«

Interview mit Dr. Franziska Nentwig, Generaldirektorin der Stiftung Stadtmuseum Berlin

Frau Nentwig, der Köllnische Park am Märkischen Museum soll neu gestaltet werden. Ist das notwendig?

Das Märkische Museum ist ja nur Anrainer des Köllnischen Parks, wir wurden in die Planungen aber miteinbezogen. Und wir begrüßen sehr, dass der Bezirk den Park neu gestalten und auch die teils stark beschädigten Skulpturen im Park restaurieren will! Die Kunstwerke erzählen viel über Berliner Geschichte – aber leider ist das oft gar nicht mehr lesbar. Wir freuen uns über die Neugestaltung, weil sie den Park als historisches Gesamtkunstwerk wieder erfahrbar und verständlich macht, auch das Zusammenspiel mit dem Märkischen Museum.

Museum und Park befinden sich im historischen Zentrum – dennoch wirkt der Ort heute wie ein toter Winkel...

Das Märkische Museum wurde von Ludwig Hoffmann geplant und schließlich 1908 eröffnet. Er hatte den Bau ganz bewusst hier in der Stadtmitte konzipiert. Damals wurde Berlin ja stark modernisiert, und Hoffmann wollte mit dem Museumsbau auch an die Berliner Vergangenheit erinnern: Es gibt

Verweise auf das Mittelalter, die Renaissance oder auch das 19. Jahrhundert.

1908 führte noch die Waisenbrücke über die Spree hierher. Das Museum war ursprünglich architektonisch auf diese Brücke hin ausgerichtet und wirkte von dort aus besonders eindrucksvoll.

Die Brücke wurde 1945 von den Nazis in den letzten Kriegstagen gesprengt, die Ruinenreste wurden 1960 schließlich abgerissen. Das schnitt eine Lebensader zum Park und dem Museum ab. Nun sieht die Berliner Planung vor, die Waisenbrücke als Fußgänger- und Radbrücke wieder zu errichten. Wir sind große Befürworter dieses Vorhabens!

Entstanden Park und Museum gleichzeitig?

Nein, der Park entstand lange zuvor. Schon im 18. Jahrhundert war hier ein großer Garten, der schließlich um 1870 von dem Berliner Gartenbaumeister Gustav Meyer zum »Promenaden-Park« mit einem Kinderspielplatz gestaltet wurde. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begannen sich viele Berliner Bürger für die Geschichte der Stadt und der Umgebung zu interessieren: 1865 wurde der »Verein für die Geschichte Berlins« gegründet. Die Stadt wuchs in dieser Zeit rapide, es wurde viel gebaut und entsprechend auch viel unter der Erde gefunden und geborgen. So entstanden erste städtische Sammlungen. Das Märkische Museum wurde schließlich errichtet, um diesen kulturhistorischen und naturgeschichtlichen Sammlungen Platz zu bieten. Diese Erinnerung an die Berliner Geschichte wird man mit der Park-Erneuerung noch deutlicher erleben können. Zudem steht auch das Märkische Museum selbst vor einer Generalsanierung – und wir arbeiten an einer neuen Ausstellung.

2012 veranstalteten wir übrigens ein Fachkolloquium zur Entstehung Berlins- und waren erstaunt, wie wenig über das Zusammenwachsen der historischen Doppelstadt bislang bekannt ist, wer die ersten Siedler der Berliner Innenstadt waren, wie die Strukturen wuchsen. In jeder anderen deutschen Stadt weiß man mehr über deren Geschichte.

Und wie sieht das Publikum Ihres Museums aus?

Touristen kommen, vor allem aber viele interessierte Berliner und sehr viele Schulklassen. Die Kinder und Jugendlichen lieben dieses Areal, weil es – mit Park und Museum – in diesem Viertel so etwas ganz Anderes bietet, eine Mischung aus Verträumtheit und Kultur. Da reicht unsere Kapazität kaum aus, um die Nachfrage zu bedienen. Es ist ein ganz besonderer städtischer Lebensraum.

Um den Park und die Skulpturen zu schützen, wird auch ein Zaun geplant – mit mehreren Eingängen, die morgens aufgeschlossen und abends wieder abgeschlossen werden. Das war umstritten...

Wir alle wünschen uns keine Abzäunungen – aber das Museum kann mit diesem Kompromiss leben. Der Park und die Skulpturen müssen vor Vandalismus geschützt werden, erst recht nach der Restaurierung. Die bekannte Skulptur »Große Liegende« beispielsweise, die dem Märkischen Museum gehört, wurde einmal aus ihrer Verankerung gerissen, die Reparatur hat uns viel Geld gekostet. Aber alle Skulpturen, auch jene, die nicht dem Museum gehören, müssen natürlich bewahrt werden! Für mich war es ein großartiges Erlebnis, als der Neorenaissance-Brunnen auf der Terrasse im Park von seiner jahrzehntelangen Ummantelung befreit wurde. Er stammt aus dem Jahr 1860, war ursprünglich in Köpenick aufgestellt und soll jetzt restauriert werden.

Mit nächtlichen Parkschließungen kann man Vandalismus hoffentlich begrenzen. Deshalb haben wir uns auch bereit erklärt, dafür teilweise den abendlichen Schließdienst zu übernehmen.

Tagsüber ist der Park aber offen!

Interview: Christof Schaffelder, Ulrike Steglich

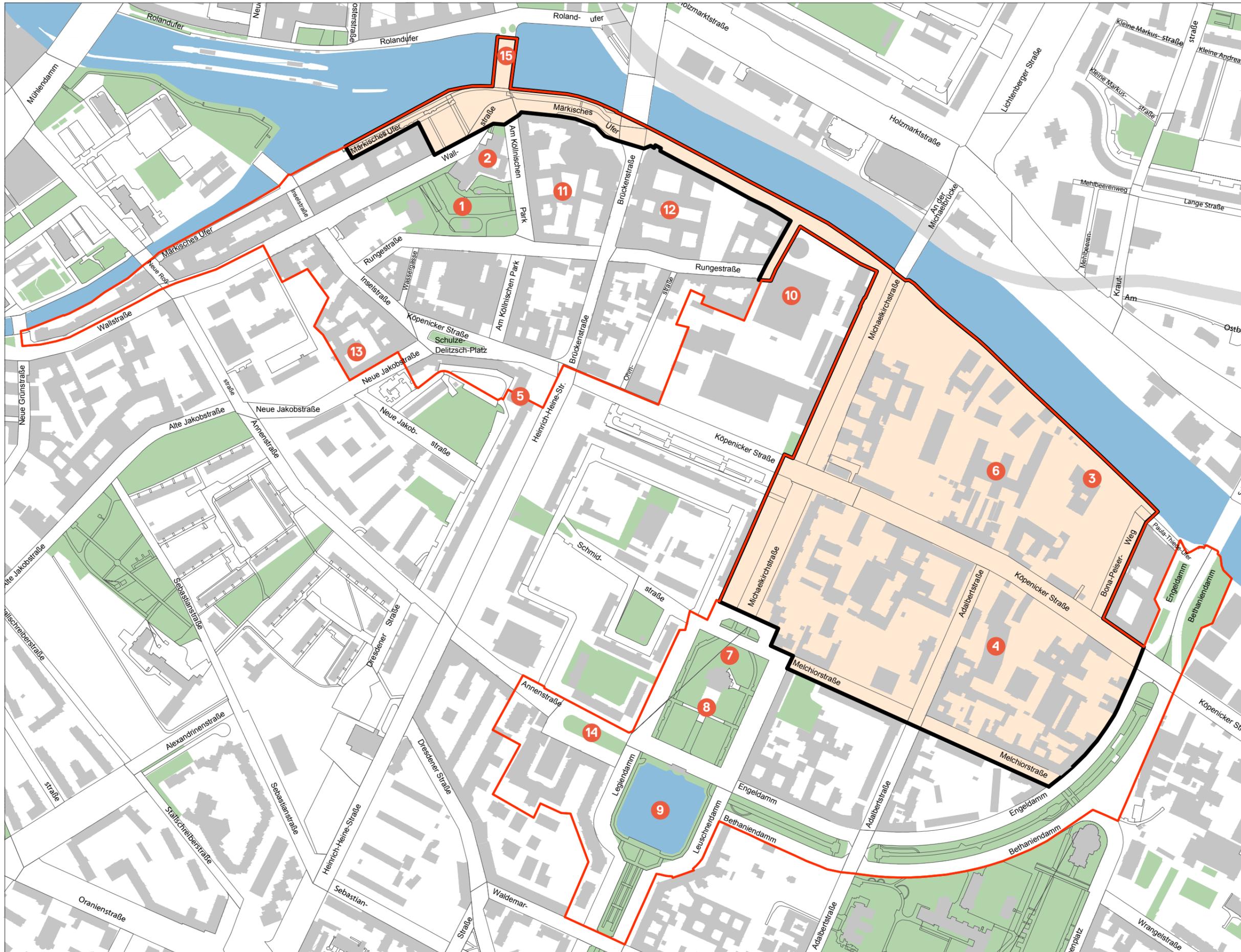
Märkisches Museum

Am Köllnischen Park 5, 10179 Berlin

Öffnungszeiten: Di–So 10–18 Uhr

Eintrittspreise: 5,- Euro, ermäßigt 3,- Euro, bis 18 Jahre Eintritt frei

Das Märkische Museum gehört zur Stiftung Stadtmuseum Berlin



Sanierungsgebiet Nördliche Luisenstadt

Wichtige und markante Orte und Institutionen im Gebiet:

- 1 Köllnicher Park
- 2 Märkisches Museum
- 3 ehemalige Eisfabrik
- 4 ehemaliges Postfuhramt
- 5 Nachbarschaftszentrum »dialog 101«, Köpenicker Straße 101 (Hier tagt u.a. regelmäßig die Betroffenenvertretung Nördliche Luisenstadt.)
- 6 Deutsches Architekturzentrum (DAZ)
- 7 Michaelkirchplatz
- 8 St. Michael-Kirche
- 9 Engelbecken
- 10 Heizkraftwerk Mitte
- 11 und 12 Gebäude der Berliner Senatsverwaltung
- 13 Finanzamt Berlin Mitte
- 14 Heinrich-Heine-Platz
- 15 ehemalige Waisenbrücke, Wiederherstellung ist beabsichtigt

Im Gebietsplan ist das Sanierungsgebiet Nördliche Luisenstadt in hellem Orange gekennzeichnet. Die beiden Erhaltungsgebiete (Köllnicher Park sowie Luisenstädtischer Kanal und Umfeld) sind rot umrandet. Zusammen bilden diese Quartiere das Fördergebiet Nördliche Luisenstadt, in das in den nächsten Jahren Fördermittel aus dem Programm »Städtebaulicher Denkmalschutz« investiert werden sollen.

»Ost und West wieder zusammenführen«

Seit 1991 engagiert sich der Bürgerverein Luisenstadt für die Entwicklung des historischen Areals

»Da sind die Schildkröten«, sagt Volker Hobrack plötzlich. Die Schildkröten sitzen am Rand des schwimmenden Schwanenhauses – irgendwer hat sie mal hier ausgesetzt. Außerdem tummeln sich viele Enten im Engelbecken. Große Welse soll es hier auch geben. Der Schwan ist heute leider abwesend.

Wir sitzen im Café am Engelbecken. Der Ort zwischen Mitte und Kreuzberg ist auf den ersten Blick ein Idyll mitten in der Innenstadt, im Wasserbecken sprudeln Fontänen. Aber man sieht nur, was man weiß. Und Hobrack weiß viel über dieses Quartier, in dem er schon lange lebt. Noch vor nicht allzu langer Zeit war das Engelbecken stillgelegtes, abgesperrtes Niemandsland. Früher stand hier ein Wachturm, zerschnitt die Mauer die Stadt.

Volker Hobrack zeigt auf die umliegenden Gebäude. Hinter uns sanierte DDR-Plattenbauten, vor uns Kreuzberger Gründerzeithäuser. Gegenüber Baugerüste, Neubauten mit teuren Eigentumswohnungen. Daneben ein Obdachlosenheim.

»Hier treffen viele unterschiedliche Milieus aufeinander, über die Straße hinweg«, sagt er.

Ossis und alte Kreuzberger, Türken und Kurden, Touristen in den neuen Hostels, Hausbesetzer, Eigentumswohnungskäufer mit viel Geld, Obdachlose, Partygänger der neuen Clubszene. Eine wilde Mischung. »Aber sehr spannend!«

Immer wieder kommen Leute vorbei und grüßen – Volker Hobrack kennen viele im Kiez. Er ist so etwas wie eine Personalunion. Anwohner, SPD-Mitglied, einst Mitarbeiter an der Bauakademie, dann Ingenieur und Bauleiter bei der Wohnungsbaugesellschaft Mitte, seit 1990 Mitglied der Bezirksverordnetenversammlung, Mitglied der Betroffenenvertretung im Sanierungsgebiet Nördliche Luisenstadt – und seit acht Jahren Vorsitzender des Bürgervereins Luisenstadt.

Der ehrenamtlich arbeitende Bürgerverein ist ein wichtiger Akteur im Gebiet, er wurde 1991 gegründet. »Es ging uns damals einerseits darum, Ost und West zusammenzuführen. Nach dem Mauerfall fanden wir, dass wir einfach aufeinander zugehen müssen. Und zum anderen wollten wir die historische Luisenstadt wieder in das Gedächtnis der Stadt bringen.«

Hobrack greift in die Tasche und holt ein dickes Buch heraus, es heißt »Der Luisenstädtische Kanal«, herausgegeben von Klaus Duntze, der früher Pfarrer der St. Thomas-Gemeinde war. Das Buch versammelt etliche historische Dokumente, Fotos, Texte zur Geschichte des Viertels. Wer etwas über die Luisenstadt auf der Kreuzberger und der Mitte-Seite wissen will, muss in dieses Buch schauen.

Der 1852 angelegte Luisenstädtische Kanal (der inzwischen auch Gartendenkmal ist), die Forschung zu dessen Geschichte und die langwierige Rekonstruktion war eines der wichtigsten Projekte des Vereins. Volker Hobrack erzählt, wie unterschiedlich in den beiden benachbarten Bezirken mit dem einst zugeschütteten Kanal umgegangen wurde, der sie früher verband, er erzählt von der Kreuzberger IBA 1984 und von der historischen Rekonstruktion des Engelbeckens in Mitte.

Er erzählt auch von der prägenden Rolle der Gewerkschaften für das Quartier, in dem vor nur 100 Jahren noch 300.000 Menschen lebten und arbeiteten – soviel wie heute im gesamten Großbezirk Mitte.

Die damals dichtbebaute Luisenstadt war ein wichtiges Berliner Wirtschaftszentrum, man kann es angesichts der vielen ehemaligen Industriearale und – brachen noch immer erahnen. In dem einstigen Berliner Arbeiterquartier mit seinen überfüllten Mietskasernen gab es das erste Haus für die Gewerkschaftsbewegung überhaupt – zuvor konnte sie nur in Hinterzimmern tagen. Mehrere Straßen der Luisenstadt sind deshalb nach Gewerkschaftern benannt. Und erst Ende August wurden drei restaurierte Büsten bekannter Gewerkschafter wieder eingeweiht: für Wilhelm Leuschner, Carl Legien, Hans Böckler.

Geschichtsaufarbeitung ist aber nur ein Teil der Arbeit des Bürgervereins Luisenstadt, der mittlerweile über 100 Mitglieder hat. Es gibt – neben der AG Geschichte, die u.a. auch Stadtführungen organisiert – weitere Arbeitsgruppen zu Stadtentwicklung oder Verkehr, deren Treffen öffentlich und sehr gut besucht sind. Die AG Stadtentwicklung kooperiert mit den beiden großen Wohnungsgesellschaften im Gebiet, der Wohnungsbaugesellschaft Mitte (WBM) und der Wohnungsgenossenschaft Berolina, kümmert sich auch um private Investoren und das Thema Verdichtung – auf dem Quartier liegt schließlich ein großer Entwicklungsdruck.

Der Verein engagiert sich für den Denkmalschutz, für verfallende Industriedenkmäler wie das Postfuhramt oder die ehemalige Eisfabrik, ebenso wie für verkehrsberuhigende Maßnahmen, kulturelle Projekte oder soziale Infrastruktur: Schulen, Kitas, Plätze, Parks. Er beteiligt sich an den städtebaulichen Planungen für das Gebiet, arbeitet dabei intensiv mit dem Bezirksamt und anderen Sanierungsbeteiligten zusammen. Und er organisiert auch ehrenamtlich die Veranstaltungen zu den »Tagen des Offenen Denkmals« für die Luisenstadt.

Viele Ergebnisse der Vereinsarbeit sind oft auf den ersten Blick nicht erkennbar. Wer weiß denn schon, dass das Schwanenhaus, das auf dem Engelbecken schwimmt und in dem nun Schildkröten und Enten wohnen, ein Original von 1930 ist. Der Verein hat es gerettet.

Einmal, als irgendein Blödmann das Häuschen im Engelbecken versenkte, mussten sie sogar die Feuerwehr holen. Die Bergung hätte den Verein viel Geld kosten können. Es wurde dann aber doch von der Feuerwehr als notwendige Rettungsmaßnahme behandelt.

Volker Hobrack blinzelt, lächelt ein bisschen und schaut nochmal kurz zum Schwanenhaus. us



Volker Hobrack, Vorsitzender des Bürgervereins Luisenstadt

Postillione, Elektroautos, Kunst, Wohnungen

Das alte Postfuhramt in der Melchiorstraße erlebt seit 1895 eine wechselvolle Geschichte



Wurzeln haben sich durch den gefliesten Boden gegraben, Bäume sprießen in den alten Gebäuden, mittlerweile sind sie hoch gewachsen. Ein kräftiges Exemplar rankt sich von einem Raum in den nächsten. In den alten Hallen des ehemaligen Postfuhramts fühlt man sich wie in einem surrealen Gewächshaus – wären da nicht die zahlreichen Graffitis an den Wänden.

Wer das Areal des Postfuhramts von der Melchiorstraße aus betritt, erlebt viele Überraschungen. Auf dem Gelände, das vom Pförtnerhäuschen aus wie im Dornröschenschlaf wirkt (abgesehen von einem großen Security-Schild), stehen bemalte Segmente der einstigen Berliner Mauer.

Im früheren großen Generatorenhaus des Postfuhramts arbeitet inzwischen eine Künstlergruppe, an den Wänden sieht man ihre Werke. Das einstige Postfuhramt zwischen Köpenicker und Melchiorstraße steht nicht unter Denkmalschutz, warum auch immer – denn es ist ein faszinierender historischer Ort.

Um 1895 wurde es errichtet, damals als »Posthalterei«. In der Köpenicker Straße 122 befand sich das Postamt 16. Auf dem Hofgelände standen Pferde und Postkutschen. Der damalige Postbauinspektor notierte: »Das Postfuhramt (...) liegt auf einem von Privatgrundstücken umschlossenen Platze, der sich nach der Köpenickerstrasse 132 und nach der Melchiorstrasse 9 mit breiten Einfahrten öffnet. (...) Es bietet durch seine jetzigen, einen grossen Hof umlagernden Bauten Raum zur Unterbringung von 650 Pferden und 350 Postillonen; durch spätere Bauten ist eine Vermehrung auf 850 Pferde und 400 Postillone beabsichtigt (...).«

Dann, um 1925, durften die Pferde in den Ruhestand – sie wurden seit Anfang der 20er Jahre von Elektro-Autos abgelöst. In der großen Generatorenhalle wurden die modernen Post-Gefährte aufgeladen. 1927 berichtet Hermann Mädels im »Luisenstädtischen Heimatbuch«: »Wer die sonst abseits vom lärmenden Getöse des Großstadtverkehrs liegende Melchiorstraße durchwandert, wird nicht selten überrascht durch das warnende Hupensignal eiliger Postautos, die auf leisen Sohlen durch den stillen Straßenzug dahinrauschen. Alle nehmen sie ihren Weg von oder nach der Posthalterei. Auf geräumigem Posthofe – wohlgeordnet in Reih und Glied – halten sie hier Rast und rüsten zu neuem Tun. Nicht klein ist ihre Schar. In voller Stärke versammelt, zählt der stattliche Fuhrpark über 200 Fahrzeuge. Längst haben die alten Bekannten wieder das helleuchtende Gelb des Friedens angelegt und das düstere, unfreundliche Grau der harten

Kriegszeit ausgezogen. (...) Die Not der Nachkriegszeit war es, die auch hier Wandel geschaffen hat. Neue Einnahmequellen mussten erschlossen werden, um den so dringenden Neuaufbau des Postwesens bewerkstelligen zu können. (...) Um die arg darnieder liegende industrielle Tätigkeit nach dem Kriege wieder neu zu beleben, wurde von dem Reichspostminister Giesberts zur Einführung des Kraftantriebes und zur allmählichen Einstellung des Pferdebetriebes geschritten. So hat denn auch unsere Posthalterei seit dem 22. Juni 1925 nur noch einen Kraftwagenbetrieb, während sie in der Vorkriegszeit einen Pferdebestand von 640 Stück unterhielt. Der Kraftwagenführer, der nun die Tradition des Postillons weiterführt, hat keinen leichten Dienst. Beständig umbrandet von dem flutenden Leben der Großstadt, müssen an die körperliche und geistige Frische sowie an Zuverlässigkeit und Verantwortungsgefühl des Fahrers nicht geringe Anforderungen gestellt werden. Schon am frühesten Morgen erwacht das Leben in unserer Posthalterei, und bis in die späte Nacht hinein herrscht hier emsige Geschäftigkeit. Morgens 3.15 Uhr verläßt der erste Wagen den Hof, und in der kurzen Zeitspanne von einer halben Stunde haben bereits 40 Wagen ihren Dienst angetreten. (...) Während des ganzen Tages findet dann ein ständiges Gehen und Kommen der Wagen statt, bis endlich nachts 1.45 Uhr auch der letzte Wagen einläuft, so daß der Verkehr nur auf 1 ½ Stunden zur Ruhe kommt. Aber auch in dieser kurzen Nachtpause setzt die Tätigkeit nicht völlig aus. Die Fahrzeuge müssen mit elektrischer Kraft oder Benzin vorräten neu gespeist werden, um bei Dienstantritt im grauen Morgen wieder zur Verfügung zu stehen.«

Das Postfuhramt hat viele Epochen erlebt: vom Kaiserreich über beide Weltkriege bis zur Nachwendzeit der 1990er Jahre. Inzwischen gehört das Areal einem irischen Investor. Der will die alten Hallen abreißen – das Generatorenhaus und das Brückenhaus sollen aber erhalten bleiben, so ist die Absprache mit dem Bezirk. Statt der alten Hallen soll hier auf dem Areal ein Neubau-Riegel mit ca. 120 Wohnungen entstehen. Von der Köpenicker Straße und Melchiorstraße aus soll das Gelände künftig öffentlich zugänglich sein. Wann die Planungen umgesetzt werden, ist jedoch völlig offen – unklar ist auch, wie die »unbequemen«, aber prägenden historischen Gebäude des Generatoren- und Brückenhauses künftig genutzt werden sollen.

Um die anderen Hallen wäre es trotzdem schade – nicht nur wegen der historischen Substanz: Der Innenstadt mangelt es ja nicht nur an bezahlbarem Wohnraum, sondern auch an preiswerten Räumen und Ateliers für Kunst und Kultur. us



Eiszeit für ein Denkmal der Kältetechnik

Die alte Eisfabrik am Spreeufer verfällt

»Schauen Sie!«, sagt Peter Schwoch. »Das ist die Fassade, ein Foto aus den 30er Jahren.« Das schicke Wohnhaus der Eisfabrik in der Köpenicker Straße 41, mit einem Jugendstilstrichzug, darüber thront ein steinerner Eisbär. Schwoch wohnt in diesem Haus seit 1990. Als er hier einzog, war er 21. Er war Zimmermann, nach Feierabend hatte er damals Besseres zu tun, als sich für die Fabrik direkt hinter seinem Wohnhaus am Spreeufer zu interessieren. »Hin und wieder habe ich die Eiswagen aus der Toreinfahrt biegen sehen.« 1995 fuhr der letzte Wagen aus der Einfahrt. Dann wurde der Betrieb stillgelegt, die bundeseigene Treuhandliegenschaftsgesellschaft (TLG) übernahm das Areal. Noch immer wusste Peter Schwoch wenig über das Erbe der Kältetechnik in seinem Hinterhof.

Das änderte sich erst, als den Mietern mitgeteilt wurde, die Fabrik solle abgerissen werden. 2006, erinnert sich Schwoch und packt das Foto weg. Die TLG hatte sich bis dahin als wenig sorgsamer Hausherr erwiesen. Im Wohnhaus tropfte es durchs Dach, die Fabrikgebäude verfielen. Bei dem Wort »Abriss« wurde die Hausgemeinschaft hellhörig. Sie erkundigten sich und stellten fest, dass die Fabrik ein Denkmal war – in direkter Nachbarschaft. Um argumentieren zu können, weshalb es erhaltenswert sei, bekam Schwoch den Auftrag, Artikel, Bilder und Pläne von der alten Eisfabrik zu sammeln. Er sammelte, durchkämmte Archive, und je mehr er fand, desto spannender wurde es.

»Ich zeige Ihnen die Fabrik«, sagt Schwoch. Während wir über das benachbarte Brachgrundstück gehen, erzählt er von Carl Bolle, der im Jahr 1865 die »Norddeutschen Eiswerke« gründete und im Jahr 1910 hier die Eisfabrik samt dem ersten Großkühlhaus Deutschlands

errichten ließ. »Das war eine Revolution«, sagt Schwoch. Kühlkammern hatten zuvor nur Schlösser oder auch Brauereien besessen. Der Siegeszug der Kältetechnik aber brachte Eisschränke in jeden Haushalt. Und Carl Bolle, der die Eisstangen für diese Eisschränke fertigen ließ, verdiente gut. Entsprechend reich ließ er Wohnhaus und Fabrik ausstatten – mit Jugendstil schmuckelementen, die sich sowohl am Wohnhaus wie auch am Fabrikgebäude finden. »Wie schön die Fabrik ist«, sagt Schwoch, »erkennt man, wenn man sie vom Spreeufer her sieht. – Das ist das Maschinenhaus, daneben das Kesselhaus.«

Die Gebäude sind schön: Zwei Ziegelbauten mit Schmucksteinen, hohe Räume, hohe Fenster. Das Kesselhaus erinnert an einen griechischen Tempel. Die TLG hätte für beide Gebäude damals schon einen Abbruchantrag gestellt, erzählt Peter Schwoch, als wir das Maschinenhaus betreten. Aber daraus wurde nichts, das Denkmalamt zeigte die rote Karte: Stattdessen sollten die Gebäude wieder instand gesetzt werden. Weil der TLG eine denkmalgerechte Sanierung aber zu aufwendig war, bot sie beide Gebäude im Jahr 2008 zum Verkauf an. Die Immobilienholding TELAMON erwarb Kessel- und Maschinenhaus – sie hatte schon den Kulturort »Radialsystem« auf der gegenüberliegenden Spreeseite entwickelt.

»Die wirkten sehr ambitioniert«, erzählt Schwoch, und hätten sich auch gleich ans Werk gemacht: Fenster wurden repariert, der Schornstein gerettet. »In den großen Räumen wollten sie Kunstausstellungen zeigen.«

Als Museum kann man sich die Hallen gut vorstellen. Und wir sind nicht allein: Ein junges Pärchen kommt, der Junge zückt ein Smart-

phone und fotografiert ein Wandgemälde. Überall sind Graffitis zu sehen. »Die Fabrik lebt«, sagt Schwoch. Auch ohne Ausstellungen kommen an schönen Tagen Dutzende junger Leute, um die Fabrik zu sehen. Manche sprayen, andere sitzen draußen und genießen den Sonnenuntergang. Seit einem Jahr wohnt noch dazu ein gutes Dutzend Menschen in und neben der Eisfabrik. Es gibt ein kleines Tipi-Dorf und nebenan eine Wagenburg, auf einer Wäscheleine hängen frischgewaschene Sachen.

Anfangs hätten Besetzer Altmetall und Maschinenteile ausgebaut und vermutlich verhökert. Inzwischen, sagt Schwoch, habe das zwar aufgehört. Einer, der dort etwas zu sagen hat, hätte wohl für Ordnung gesorgt. »Trotzdem geht die Fabrik vor die Hunde. Nicht wegen der Besucher – vielmehr wegen der offenen Fenster.« Noch zwei Winter, dann ist sie tatsächlich abrisssreif.

Das wäre schade. Denn die Fabrik lebt nicht nur – sie erzählt auch Berliner Industriegeschichte. Ein gewaltiges Schwungrad zum Beispiel, das in allen Farben eines gut gemischten Spraydosensortiments schillert, ist eine Kältemaschine aus dem Jahr 1915. Wenn man die Augen schließt und Schwoch lauscht, hört man sie fauchen, sieht Kältebecken vor sich, in denen Eisstangen gefrieren. Arbeiter hantieren mit frostigen Quadern, im Hof vor den alten Kühlhäusern warten Pferdewagen auf die Fracht.

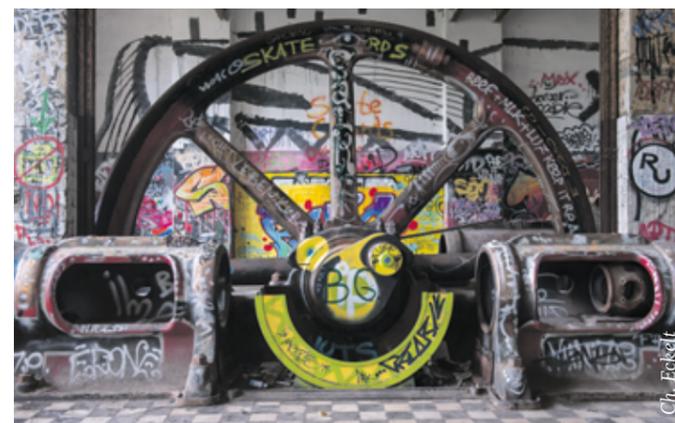
Wir steigen die Treppen hinauf und schauen aus dem Fenster. Statt der Pferdewagen sieht man jetzt nur eine zugemüllte Brache.

Warum ist aus den Entwicklungsplänen nichts geworden? Fünf Jahre sind seit dem Kauf vergangen. »Die Antwort kann man da draußen sehen«, sagt Schwoch. »Auf dieser Brache dort standen früher die denkmalgeschützten Kühlhäuser.« Als die TELAMON kaufte, hatte sie gehofft, auch dieses Grundstück erwerben zu können. Aus den Kühlhäusern wollte sie Ateliers und Werkstätten machen – über den Fabrikhof hätten die Besucher den Kunstort erreichen können. Aber die TLG verkaufte nicht. Stattdessen ließ sie die Kühlhäuser abreißen und legte Pläne vor, die gehobenes Wohnen am Wasser vorsahen – tat dann aber nichts, sondern ließ das Grundstück verwildern. Seither passiert nichts mehr.

»Die Krux an der Eisfabrik ist, dass die Grundstücksgrenze fast mit der Gebäudekante zusammenfällt«, Schwoch zeigt auf einen Metallzaun, der das eine Gelände vom anderen abgrenzt. Bei einer Wohnbebauung hätte die Eisfabrik nicht einmal eine Zufahrt. »Ein Patt«, sagt Schwoch. Dass sich nichts bewegt, schmerzt ihn. Wer so viel Mühen für ein Gebäude auf sich genommen hat, den lässt es nicht kalt, wenn es verfällt.

Vielleicht ist ein Ende der Eiszeit für die Eisfabrik aber doch noch abzusehen. Ende 2012 wurde die TLG vom Bund an den Finanzinvestor Lone Star verkauft. Vielleicht wird der neue Eigentümer ja Bewegung in die Sache bringen. Und vielleicht werden die Karten dann noch einmal neu gemischt.

Anna Baumgarten



Bei Fragen zum Geschehen im Gebiet erhalten Sie hier weitere Auskunft:

[Ansprechpartner und Adressen für das Gebiet Nördliche Luisenstadt](#)

**Bezirksamt Mitte, Stadtentwicklungsamt,
Fachbereich Stadtplanung**

Müllerstraße 146, 13353 Berlin

Amtsleitung Kristina Laduch

Telefon 90 18-458 45, kristina.laduch@ba-mitte.berlin.de

Sanierungsverwaltungsstelle

Reinhard Hinz (Gruppenleitung)

Telefon 90 18-458 53, reinhard.hinz@ba-mitte.berlin.de

Anke Ackermann

Telefon 90 18-457 57, anke.ackermann@ba-mitte.berlin.de

Wolf-Dieter Blankenburg

Telefon 90 18-457 21, wolf-dieter.blankenburg@ba-mitte.berlin.de

Betreuung Programm Städtebaulicher Denkmalschutz

beim Bezirksamt

Dr. Elke Pistorius

Telefon 90 18-457 79, elke.pistorius@ba-mitte.berlin.de

Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt

Referat IV C – Stadterneuerung

Württembergische Straße 6, 10707 Berlin

Joachim Hafen (Gebietsbetreuung Luisenstadt)

Telefon 901 39 49 19, joachim.hafen@senstadtum.berlin.de

Gebietsbetreuung Luisenstadt (Mitte)

Koordinationsbüro für Stadtentwicklung und

Projektmanagement – KoSP GmbH

Schwedter Straße 34 A, 10435 Berlin

www.kosp-berlin.de

Andreas Bachmann, Telefon 33 00 28 39, bachmann@kosp-berlin.de

René Uckert, Telefon 33 00 28 33, uckert@kosp-berlin.de

Betroffenenvertretung Nördliche Luisenstadt

Die Betroffenenvertretung trifft sich jeden zweiten Dienstag

im Monat um 18.30 Uhr im Nachbarschaftszentrum »dialog 101«,

Köpenicker Straße 101, 10179 Berlin

Jeder ist willkommen!

Bürgerverein Luisenstadt

Michaelkirchstraße 7, 10179 Berlin, Telefon 279 54 08

post@buergerverein-luisenstadt.de

www.buergerverein-luisenstadt.de

Bürozeiten: mittwochs 14.00 bis 17.00 Uhr

Impressum

Herausgeber: Bezirksamt Mitte von Berlin,

Abteilung Stadtentwicklung

Redaktion: Christof Schaffelder, Ulrike Steglich,

Tel 030-283 31 27, usteglich@gmx.net

Fotos: Christoph Eckelt, eckelt@bildmitte.de

Entwurf und Gestaltung: capa, Anke Fesel, www.capadesign.de

Druck: Henke Druck, info@henkepressdruck.de

Vi.S.d.P.: Ulrike Steglich

Für den Inhalt der Zeitung zeichnet nicht der Herausgeber, sondern die Redaktion verantwortlich.

Tage des offenen Denkmals 2013 in der Nördlichen Luisenstadt am 7. und 8. September

Bundeshaus des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes

Samstag, 7.9., 10 Uhr und 13 Uhr: Führung mit Vortrag, Inselstraße 6
Das Gebäude wurde 1922 von den Architekten Max Taut und Franz Hoffmann als Sitz des Bundesvorstands für den Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund (AGDB) entworfen. Der Eisenbetonrasterbau gilt als Musterbeispiel der Klassischen Moderne der 20er Jahre, hat aber auch expressionistische Stilelemente. Das Haus wurde 1933 von Nationalsozialisten besetzt. 1945–1990 war es dann Sitz des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes (FDGB) in der DDR. Heute befindet sich das Gebäude in Eigentum und Nutzung der IG Bergbau, Chemie, Energie, die es 1997–98 denkmalgerecht restaurieren und modernisieren ließ.

Veranstalter: IG Bergbau, Chemie, Energie, Landesbezirk Nordost

Carl Bolles Norddeutsche Eiswerke

Samstag 7.9., Sonntag 7.9., 9–18 Uhr: Ausstellung auf der Köpenicker Straße 40–41

1896 ließ Carl Bolle auf dem Gelände an der Köpenicker Straße das erste Großkühlhaus Deutschlands errichten. 2010 wurden die Kühlhäuser abgerissen. Geblieben sind neben dem architektonisch besonders wertvollen Gebäude der Eiszerzeugung auch ein Ensemble aus Wohngebäuden und ein weiteres Fabrikgebäude. Über die Geschichte der Norddeutschen Eiswerke und den aktuellen Stand im Ringen um den Erhalt des Denkmals Eisfabrik informiert eine Ausstellung. Das Gelände selbst ist nicht zugänglich.

Veranstalter: Initiative zum Erhalt der Eisfabrik

Ehemaliges Postfuhramt in der Luisenstadt

Samstag 7.9., 10.30 und 11.30 Uhr: Führung, Treffpunkt Melchiorstraße 9
Vom 1895 entstandenen Vorderhaus des Postamtes 16 in der Köpenicker Straße 122 zeugt noch die Straßenfront des Sockelgeschosses mit den eingelassenen Postzeichen aus farbig glasierter Terrakotta. Fast unangetastet – und heute kaum jemandem bekannt – dagegen ist das Ruinenensemble des benachbarten Postfuhramtes in der Köpenicker Straße 132 über die Jahrzehnte gekommen. Die Führung informiert, warum das Postfuhramt 1893 nötig war, welcher Betrieb hier herrschte, wie sich die Post auf dem Grundstück weiterentwickelt hat, aber ebenso über die Planungen für das Gelände: Wie es der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird und welche Spuren des Postfuhramtes erhalten bleiben sollen.

Veranstalter: Bürgerverein Luisenstadt e.V. in Kooperation mit Patzschke Planungsgesellschaft mbH

Die Veranstaltung steht unter Vorbehalt der Zustimmung des Eigentümers.



Kein offizieller Programmpunkt beim Tag des Offenen Denkmals, aber immer einen Besuch wert ist das Märkische Museum Am Köllnischen Park 5. Das vom Berliner Stadtbaurat Ludwig Hoffmann errichtete Gebäude gilt als Meilenstein europäischer Museumsarchitektur.
Öffnungszeiten: Di–So 10–18 Uhr

Katholische Kirche St. Michael

Sonntag, 8.9., 11–18 Uhr: Ausstellung, Orgelmusik, Führungen, Lebendige Werkstatt, Michaelkirchplatz, 10179 Berlin

Seit Beseitigung des ehemaligen Grenzstreifens ist St. Michael wieder der weithin sichtbare städtebauliche Mittelpunkt der Luisenstadt. 1851–56 nach Entwürfen von August Soller im Stil der oberitalienischen Backsteinkirchen der Renaissance errichtet und 1861 von Friedrich August Stüler vollendet, gilt sie als eines der bedeutendsten Beispiele des Berliner Kirchenbaus in der Nachfolge Schinkels. Im Zweiten Weltkrieg bis auf die Umfassungsmauern zerstört, wurden Chor und Querschiff ab 1948 vereinfacht wieder aufgebaut; 1984–87 folgte der Einbau eines Gemeindehauses in das frühere Kirchenschiff. Große Teile von St. Michael sind heute nur als Ruine überliefert, Reste der originalen Ausstattung aber im Inneren zu besichtigen.

Veranstalter: Förderverein zur Erhaltung der Kath. Kirche St. Michael, Berlin-Mitte e.V.

Evangelisch-Lutherische Kirche Berlin

Sonntag: 11.30–16 Uhr, Annenstraße 52–53, 16 Uhr: Bläser-Abendmusik
1857 wurde die Annenkirche, wie sie in der Nachbarschaft genannt wird, geweiht. Sie ist die erste Arbeit des späteren Stadtbaurats Hermann Blankenstein, der sie für die Altlutherische Gemeinde entwarf, die sich 1835 von der preußischen Staatskirche getrennt hatte. Pfarrhaus und Schule folgten 1865. Der schlichte Innenraum der Saalkirche ist durch einen bemalten hölzernen Dachstuhl und eine Emporenanlage gestaltet. Aus der Erbauungszeit erhalten sind außerdem das Gestühl, die Kanzel, der Taufstein und der Orgelprospekt, hinter dem sich heute ein neues Instrument verbirgt.

Veranstalter: SELK – Evangelisch-Lutherische Gemeinde Berlin-Mitte

Gefördert durch:

